

mit Vertretern der Industrie durchgeföhrt. Die Veranstaltungen zeigten eindeutig, daß die 1 1/2 Jahre seit Beginnwerden der Thesen zur Vorbereitung des Ingenieurpraktikums weder an der Hochschule noch in den Industriebetrieben voll genutzt wurden. Es würde aber Einmütigkeit über den Wert eines längeren Ingenieurpraktikums erzielt und eine Lebenszeit für zwei Jahrgänge mit 4 Monaten Ingenieurpraktikum eingelegt. Die zur Zeit im 4. Semester befindlichen Studierenden sollen ab Herbstsemester 1964 nach neuen Studienplänen auf das längere Ingenieurpraktikum 1966/67 (nach dem 2. Semester) vorbereitet und im Anschluß hieran in einem weiteren Studienjahr zur Diplomarbeit geführt werden. Die Absolventen verlassen also im II. Quartal des ursprünglich vorgesehenen Abgangjahres die Hochschule und werden somit insgesamt höchstens 3 Monate länger studieren, als ihre älteren Kommilitonen.

Über Form und Inhalt des Ingenieurpraktikums haben sich jetzt ebenfalls konkretere Vorstellungen entwickelt. Hiernach wird das Ingenieurpraktikum auf ein volles Jahr ausgedehnt und in zwei Hauptabschnitte gegliedert.

Ingenieurpraktikum im Rahmen des Produktionsprozesses (6 Monate) und

Ingenieurpraktikum im Rahmen von Speziallehrgängen (6 Monate).

Der Rest des Jahres bis zur Wiederaufnahme des Studiums dient der Erholung und der selbständigen Vorbereitung auf die Endphase des Studiums.

Sollte sich aus organisatorischen oder aus volkswirtschaftlichen Gründen eine Kontinuität im Ablauf, zum Beispiel in der Produktionsarbeit (laufende Besetzung der vorgesehenen Praktikantenstellen), als günstiger erweisen, so kann der Jahrgang jeweils und für eine Gruppe der zweiten Abschnitt (Speziallehrgänge) vorgezogen werden.

Aus Gesprächen mit Studierenden und Absolventen unserer Hochschule über die inhaltliche Gestaltung des Praktikums ging hervor, daß man die Erfolge im ersten Abschnitt für schwieriger als im zweiten Abschnitt hält. Der Grund hierfür sind die schlechten Erfahrungen aus den kurzen Betriebspraktika der letzten Jahre. Die Betriebe haben — von einigen Ausnahmen abgesehen — diese Praktika nicht auf die Studienpläne abgestimmt und die Studierenden zwar beschäftigt, aber ihr Wissen nicht systematisch vertieft und erweitert. Wenn das ingenieurpraktische Jahr ein voller Erfolg werden soll, muß sich in den Betrieben die gleiche grundsätzliche Wandlung in der Einstellung zur Hoch- und Fachschulausbildung vollziehen, wie es auf dem Gebiet der polytechnischen Ausbildung für die allgemeinbildenden Schulen in der Regel bereits geschehen ist. Es ist notwendig, daß die vollqualifizierenden Betriebe nicht nur wissenschaftlich geleitete Produktionsstätten, sondern auch Institutionen des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems werden und sich organisatorisch in dieses einordnen. Es darf wohl festgestellt werden, daß die Hoch- und Fachschullehrer heute auf die Produktion mehr Einfluß nehmen, als die Fachleute der Produktion auf das Ausbildungswesen in der oberen Ebene.

Im Ingenieurpraktikum sollen nicht etwa Studentenkollektive — vom Betriebsgeschehen isoliert — mehr oder weniger produktive Arbeit leisten, sondern die Studenten sollen vielmehr in Ingenieurkollektiven der Praxis mitarbeiten, um ihr Wissen praktisch anzuwenden, überprüfen und vertiefen zu können. Nur so werden sie sowohl die Betriebsatmosphäre als auch die fachlichen und die gesellschaftlichen Probleme kennenlernen. In ihre künftige Arbeit hineinwachsen und zur Leitung von Kollektiven in kurzer Zeit befähigt werden. Die Betriebe müssen mit den Ausbildungsstätten eng zusammenarbeiten und Form und Inhalt des Praktikums gleichzeitig aber auch ihrer Studienpläne gemeinsam mit den

Hochschullehrern gestalten und laufend verbessern. Die besten Fachkräfte der Betriebe, aber auch die Organisationen (Betriebssektion der Kammer der Technik, Gewerkschaft, Frauenausschuß usw.) sollten sich unter Führung der Betriebsparteioorganisationen verstärkt den Ausbildungsfragen widmen und für die Entwicklung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems nunmehr entscheidende Beiträge leisten.

Im zweiten Abschnitt des Praktikantenjahres sollen die Studierenden in Lehrgängen, die teils von Wissenschaftlern, teils von Praktikern geleitet werden, mit bestimmten Problemkomplexen, vor die heute und in Zukunft jeder Diplomingenieur gestellt wird, vertraut gemacht werden. Solche Komplexe sind zum Beispiel das Arbeiten mit modernen Rechensystemen, Standardisierungsfragen, Rechtsfragen, Patentfragen, Fragen des Arbeitsschutzes, Spezialprobleme aus den Bereichen der Betriebsleitung, der Ökonomie, der Konstruktion, der Technologie, der Betriebsüberwachung usw. Auch Sonderlehrgänge für Schweißtechnik, Lot- und Klebtechnik, Schweißtechnik, Maschinenmechanik, Transporttechnik u. a. passen ebenso in diesen Rahmen wie Vorträge und Diskussionen über gesellschaftliche Probleme des Betriebes, zum Beispiel über die Rolle der Parteilarbeit im Betrieb, über Probleme der Arbeit in der Gewerkschaft und in den Fachverbänden der Kammer der Technik. Das endgültige Programm sollte sinnvoll auf die Studienpläne und auf den anderen Abschnitt des Ingenieurpraktikums abgestimmt werden.

Abschließend noch ein Wort zu den 4 bis 6 Wochen dauernden Betriebspraktika im 1. bis 3. Studienjahr. Es gibt Auffassungen, diese Praktika zugunsten einer größeren Freizeit für das Selbststudium einzustellen. Sicher hat dieser Gedanke viel für sich. Die von mir unabhängig voneinander befragten Studierenden sprachen sich aber bisher alle gegen den Fortfall der Betriebspraktika aus und waren der sicherlich richtigen Meinung, daß zwischen polytechnischem Unterricht und Fachlehre während der Oberschulzeit und dem Ingenieurpraktischen Jahr im 3. Studienjahr eine fühlbare Lücke in der praxisverbundenen Ausbildung entstehen würde. Sie forderten dagegen mit Nachdruck eine Verbesserung des Niveaus und eine größere Freizeitmöglichkeit in der Auswahl dieser Praktika.

Man sollte diesen Vorschlägen Rechnung tragen und vielleicht in geeigneten Betrieben, Betriebsinstituten und auch an der Hochschule während des bisher vorgesehenen Zeitraumes Spezialkurse auf hohem Niveau und durch erstklassige Spezialisten, zum Beispiel für bestimmte technologische Verfahren (blechen, bohren, hobeln, schmelzen, gießen, formen, schweißen, löten, kleben, nielen usw.), organisieren und als wahlobligatorische Veranstaltungen den Studierenden anbieten. Je nach der praktischen Vorbildung und der gewählten Fachrichtung könnte dann jeder Student seinen individuellen Ausbildungsplan zusammenstellen, dem Fachrichtungsleiter zur Genehmigung vorlegen und dementsprechend seine Kenntnisse ergänzen und vertiefen.

Die Diskussion über das praxisverbundene Studium ist jedenfalls in Gang gekommen und die ersten Schritte zu seiner Verwirklichung werden getan. Alles sind wertvolle Beiträge zu unserer sozialistischen Entwicklung, zur systematischen Verschmelzung von Theorie und Praxis, von Wissenschaft, Ausbildung und Produktion. Die neuen Wege im Ausbildungswesen werden die Entwicklung unserer Volkswirtschaft entscheidend beeinflussen und beschleunigen.

(Dieser Artikel wurde für die Zeitschrift „Neuer Weg“ geschrieben, uns aber freundlicherweise von Prof. Dr. Rietsch zum Vorabdruck zur Verfügung gestellt. Red.)

Unser Forum

Wer steht hinter Goldwater?

Im Zusammenhang mit der Aufstellung des ultrarechten Senators Goldwater als Kandidat für die USA-Präsidentenwahlen im Herbst dieses Jahres wurde die Frage an uns gestellt, welche Kräfte hinter Goldwater stehen. „ND“ veröffentlichte dazu am 23. Juli einen Beitrag, den wir nachstehend abdrucken:

Die Banken und die Industrie des amerikanischen Westens und Südwestens sind die mächtigen Hintermänner des republikanischen Präsidentschaftskandidaten Barry Goldwater. Darauf weist die „Washington Post“ in einem Artikel hin. Die Zeitung stellt darin fest, daß die „Bank of America“ und „Kaiser Aluminium“ in Kalifornien, die Raketten- und Elektroindustrie in Texas sowie die Banken, die überall im Westen und Südwesten der Vereinigten Staaten emporgeschossen sind, das Kapital der Osküste nicht mehr brauchen und deshalb auch nicht bereit sind, die Anweisungen der Osküste zu befolgen und auf Goldwater, den Mann, der ihre Interessen vertritt, zu verzichten.

„Die Wallstreet Bank (gemeint sind die Finanzkreise der New Yorker Wallstreet) kann nicht mehr eine wesentliche Bank anrufen und mit dem Einfrieren der Depositionen drohen, wenn die Delegierten der Republikanischen Partei auf dem Konvent nicht von Goldwater auf Seranton übergehen. Das konnte getan werden und wurde getan im Fall Eisenhower vor zwölf Jahren. Heute geht das nicht mehr“, schreibt die „Washington Post“.

Die „Bank of America“ wurde 1904 von dem italienischen Bankier Giannini in San Francisco unter dem Namen „Bank of Italy“ gegründet. Über die „Transamerican Corporation“, die Giannini wenig später gründete, drang er in andere Banken ein, ließe er sich mit dem Kaiser-Konzern, kaufte er Eisenbahnen und Betriebe der öffentlichen Dienste und investierte stark in Hollywood. Gegenwärtig bildet die „Bank of America“ gemeinsam mit ihrem Tochterunternehmen „Western Bank Corporation“ und „Transamerican Corporation“ ein einflussreiches Finanzkonzern, das zum Beispiel 1963 um 14 Prozent höhere Profite erzielte als die traditionelle „Chase Manhattan Bank“ in New York.

Den industriellen Kern der kalifornischen Gruppe, der mit der „Bank of America“ äußerst eng verbunden ist, bilden vor allem der Kaiser-Konzern sowie die Rüstungsmonopole „Lockhead Aircraft“ und „Douglas Aircraft“. Der Kaiser-Konzern, dessen Unternehmensgruppe die „Bank of America“ schon in den zwanziger Jahren finanzierte, kontrolliert 16 große amerikanische Gesellschaften, darunter bedeutende Unternehmen der Stahl- und Aluminiumindustrie, „Lockhead Aircraft“ und „Douglas Aircraft“ gehören zu den größten Raketten- und Flugzeugproduzenten der USA. Durch enge persönliche Bindungen zum Pentagon erhalten beide Unternehmen die profitabelsten Rüstungsaufträge, die das amerikanische Verteidigungsministerium zu vergeben hat. Rückhalt und finanzielle Unterstützung findet Goldwater auch in der Texasgruppe der Ozeanillarde.

Ist Kunst nur Genußmittel?

Betrachtet man das Theaterleben an unserer Hochschule, so stellt man fest, daß eigentlich nur ein sehr kleiner Liebhaberkreis aus den Reihen der Studenten am Theaterfest teilnimmt. Bei diesen Theaterfreunden ist der Hang zum Konventionellen oft noch stärker als die geistige Verwandtschaft mit dem „Sturm und Drang“ der sozialistischen deutschen Nationalkultur und als das Interesse für die Kunstwerke der Sowjetunion und der anderen Länder des sozialistischen Lagers. Allerdings ist es leichter und in mancher Beziehung gefahrloser, ein Kunstwerk nachzuerfinden, über das die Zeit ihr Urteil gebildet hat. Es beruhigt schon vor dem ersten Vorlesung zu wissen, daß alles, was noch kommt, gut ist, daß man sich von Plaudern des Werkes widerstandslos hinreißen lassen kann. Aber ist Kunst nur ein Genußmittel? Wären die Anstrengungen der fähigsten Geister aller Zeiten gerechtfertigt, wenn sie uns lediglich in einen ästhetischen Rausch versetzen?

Der Antwort bedarf es nicht, denn trübe das zu, wäre alles schon längst vergessen und Schüler 1789 nie Ehrenbürger der französischen Republik geworden.

Die Aktualität trägt den Künstler. Er ist kein Repetitor für Altbekanntes, er ist Agitator für die Gemisstenfrage des Tages.

Und so fordert auch Walter Ulbricht von der Kunst nicht nur Illustrationen des sozialistischen Lebens, sondern Pionierarbeit für die Lösung der Konflikte unserer Zeit. Das verlangt tiefe Sachkenntnis, harte Arbeit und hohe Meisterschaft vom Künstler, überwindet jedoch in der sozialistischen Gesellschaft Schritt für Schritt die Trennung von Kunst und Leben und legt den Grund für die Weiterführung der sozialistischen Kulturrevolution unter den Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Umwälzungen, die das Gesicht unserer Zeit prägen.

Betrachtet man unter diesen Gesichtspunkten die Bemühungen und Leistungen unserer Staatlichen Theater, so merkt man sehr bald, daß Generalinsendant Nationalpreisträger H. D. Miede mit seinem Ensemble diesem Ziel mit ganzer Kraft entgegenstrebt und uns damit eine unschätzbare Hilfe bei der Erziehung des sozialistischen Menschen bietet.

Sorgen wir diese Hilfe an unserer Hochschule? Sollte es wirklich nur „Terschlummel“ sein, die uns hindert, eine wichtige Seite unseres Lebens in der sozialistischen Gesellschaft anzubilden?

Wenn auch die Schaar der Theaterbesucher unserer Hochschule noch klein ist, so nehmen doch eine Reihe bekannter Wissenschaftler sowie Studenten schon seit langem regelmäßig an den Vorstellungen des Theaterzuges teil. Sagen Sie uns bitte Ihre Meinungen über das Verhältnis unserer Hochschule zum Theater, und helfen Sie auf diese Weise mit, den Blüthenweg auch bei uns zu ebnen.

Gerhard Fischer